

Schwarzwälder Tageszeitung

„Aus den Tannen“

Amtsblatt des Kreises Calw für Altensteig und Umgebung — Heimatzeitung der Kreise Calw und Freudenstadt

Abgabe: 1. Monatlich d. Post M 1.20 einschl. 18 J. Beschr.-Geb., aus 30 J. Zustellungsgeb.; d. V. RM 1.40 einschl. 20 J. Zustellungsgeb.; Einzel-Nr. 10 J. Bei Nichterhalten der Stg. ist h. h. Gewalt oder Betriebsführung besteht kein Anspruch auf Lieferung. Drahtanschrift: Tannenblatt, / Fernruf 321

Anzeigenpreise: Die einspaltige Millimeterzelle oder deren Raum 5 Pfennig, Zert. millimeterzelle 15 Pfennig. Bei Wiederholung oder Mengenabschluss Nachh. nach Preisliste. Erfüllungsort: Altensteig, Gerichtsstand: Nagold.

Kammer 269

Altensteig, Donnerstag, den 16. November 1944

67. Jahrgang

An allen Fronten verbissener Widerstand

Hefige Kämpfe im Raum südöstlich Helmomb

Aus dem Führerhauptquartier, 15. November 1944.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:
Die Engländer sind gestern im Raum südöstlich Helmomb zu dem erwarteten Angriff angetreten. Ihre Vorbereitungen dazu waren bereits seit längerer Zeit von uns beobachtet und unter Feuer genommen. Auf breiter Front sind heftige Kämpfe entbrannt. Südlich Helmomben sind unsere Grenadiere vollends den feindlichen Vorkolonnen und machten mehrere Hundert Gefangene. Bei Gravelotte sowie beiderseits der Sella stehen sie in heftigen Abwehrkämpfen. Deutsche Panzertruppen bereiteten im Kampfgebiet zwischen der Nied und Mörchingen erneute Umfassungssuche des Feindes. 22 nordamerikanische Panzer wurden vernichtet. Trotz hartnäckiger Abwehr unserer Stellungstruppen konnte der Gegner bei erneuten Angriffen zwischen dem Rhein-Marne-Kanal und Baccorot Gelände gewinnen. Beiderseits des oberen Doubs nahm der Feind seine Angriffe westlich Mont Bellard wieder auf. Es entwickelten sich heftige Stellungskämpfe. Von unseren Flugzeugen und Stützpunkten im Westen wird weiterhin Artilleriekampf und Stützpunktgefecht gemeldet.
Das Stadtgebiet von London und der Raum von Antwerpen waren erneut das Ziel verfeindeter Fernfeuer.

In Mittelitalien wiesen unsere Grenadiere zwischen Modigliana und der Romagna nordöstlich Forlì die fortgesetzten britischen Angriffe vor neuen Stellungen ab.
Trotz schlechten Wetters und großer Geländeschwierigkeiten verlaufen unsere Marschbewegungen auf dem Balkan und im finnisch-nordwestlichen Grenzgebiet wie vorgelesen.
Unter dem Schutz schwerer britischer Seestreitkräfte versuchte der Feind erneut auf der Insel Milos in der Ägäis zu landen. Die tapfere Besatzung schlug ihn wieder zurück.
Im Raum östlich Budapest setzten die Bolschewisten auf breiter Front ihre Durchbruchangriffe mit starken Infanterie- und Panzertruppen fort.
Gegen die im schwersten Feuer ausharrenden Panzer und Grenadiere konnten sie keinen entscheidenden Raumgewinn erzielen. In einzelnen Einbruchstellen wurde die Front durch schwerkriegsgerüstete Gegenangriffe wieder geschlossen. Bei ausbleibendem Weiterführten die Sowjets südlich Ungarn zahlreiche Angriffe bis zu Regimentsstärke. Sie wurden trotz starker Artillerie- und Schlachtflygerunterstützung von unseren Stellungen geschlagen, 20 Panzer der Bolschewisten dabei vernichtet.
An der übrigen Ostfront kam es zu keinen größeren Kämpfen.

Kampfgeist der Honveds

Schulter an Schulter mit ihren deutschen Kameraden

An der mittleren Theiß verteidigten die Honveds Schulter an Schulter mit ihren deutschen Kameraden ihre Heimat gegen die eindringenden Bolschewisten und bolschewisierten Rumänen. Der Verlust vereinzelter politischer Panzertruppen, Gewissenskonflikte und Verwirrung in die ungarischen Reihen zu tragen, ist mifällig. Mit welchem Eifer und Schwung sich Ungarns Söhne schlagen, bezeugen zahlreiche Meldungen über Einzelkämpfer an diesem Frontabschnitt, an dem u. a. auch das 12. Honved-Regiment im Kampf gegen die Feinde der Magyaren steht. Der Gefreite Kormos Sacslo kämpfte mit seiner Gruppe drei feindliche Widerstandskämpfer mit der blanken Waffe nieder. Der Honved Balogh Imre führte allein mit seiner Maschinenpistole ein feindliches Widerstandskämpfer und jagte die überlebenden Bolschewisten in die Theiß.
An einer anderen Stelle machte der Gefreite Ken Denis mit einer feindlichen Gruppe das gleiche. Hier Honveds — Darabos, Horvat, Csondy und Westrogal — nahmen an der Theiß den mit Schlauchbooten überlebenden Feind in Empfang, vernichteten durch Handgranatenwürfe vier Schlauchboote mit je 20 Mann Besatzung und nahmen 150 bereits erkrankte Bolschewisten gefangen. In einem feindlichen Panzerkopf vernichteten der Honved Antal Roth

mit seiner Gruppe, der Leutnant Anatól Károlyi mit seiner Kompanie und der Oberfeldwebel Emil Szász mit seiner Kompanie. Der Feldwebel Baranovszki Desze, dessen Männern beim Angriff auf einen Panzerkopf die Munition ausging, legte den Vorstoß mit der Pistole in der Hand erfolgreich fort. Auch dem Feldwebel Jabo gelang es, über die Theiß geflohenen Bolschewisten mit seinem Jagd wieder über die Theiß zurückzuführen, ihre Schlauchboote zu vernichten sowie Gefangene und Waffen einzubringen.
Bei einem ähnlichen Angriff gegen überlebende Sowjets kam der Feldwebel Moczár Sandor mit seinem weit vorgeschobenen Jagd in Gefahr, von der Fronte gefasst zu werden. Er brachte den Rest dieser Angreifer — einen Offizier und 22 Mann — als Gefangene ein. Der Oberfeldwebel Kib Erad verhinderte mit seiner Pat eine bolschewistische Ueberlieferung, indem er den bereitgestellten Sowjets hohe bunte Verluste zufügte. Ein Mann seiner Geschützbedienung, der Honved Fido Aniol, brachte ein feindliches Maschinengewehr mit einem Handgranatenwurf zum Schweigen. Die Beispiele aus dem Abschnitt eines Regiments, die sich im Verlauf weniger Tage ereigneten, geben ein Bild von dem Kampfgeist der Honveds in diesem Abschnitt.

Der „verlechte“ Heuschaber

Wüste Ausfälle der Schwedenpresse gegen das Reich

Die schwedische Presse hat in diesen Tagen, ohne eine Änderung des Sachverhalts durch die amtlichen deutschen Stellen abzuwarten, angebliche und überdies noch unbedeutende Grenzschwierigkeiten mit deutschen Soldaten an der schwedisch-finnischen bzw. schwedisch-nordwestlichen Grenze zum Anlaß heftiger Polemiken gegen Deutschland gemacht. Aus der Reichslandspresskonferenz nach der deutschen Stellungnahme zu dem schwedischen Pressefeldzug bezeugt, hat der Sprecher des Auswärtigen Amtes folgendes festgestellt:
„Dem Auswärtigen Amt hat aus der schwedischen Presse und durch das schwedische Außenministerium Behauptungen zur Kenntnis gekommen, wonach einzelne deutsche Soldaten die schwedische Grenze verletzt haben sollen. In einem Fall sollen deutsche Soldaten einen flüchtigen Norweger auf schwedisches Gebiet gefasst sein, in einem anderen Fall sollen angeblich deutsche Soldaten bei der Grenzüberwindung aus dem von schwedischen Grenzposten umschlossenen Gebiet. Bei den künftigen Verlehten, die die deutschen Truppen hinsichtlich der Verletzung der schwedischen Grenze haben, muß man den Behauptungen der schwedischen Presse gegenüber die normale Stellungnahme entgegenbringen. Deutschland ist eine Unterdrückung eingeleitet worden. Das ist der Sachverhalt.“
Wenn man sich nun vergegenwärtigt, daß, was noch nicht einmal gelte ist, außerdem ein paar deutsche Soldaten bei dem sehr komplizierten Grenzverlauf das menschenleeren nordnordwestlichen Raumes an den Grenzstellen vorbeigekommen sind und — nicht etwa Handgranaten oder Bomben geworfen, mit Maschinengewehren geschossen oder militärische Handlungen vorgenommen haben, nein — einen schwedischen Grenzposten mit einem normalen Verwehrt haben und einen wegen eines Verwehrens verurteilten Norweger ein paar hundert Meter auf unbestimmtes Gebiet im hohen Norden gelockt hat, so muß man mit Verwunderung die Pressekampagne betrachten, die schwedische Zeitungen über diese Verlehten begonnen haben. Die schwedische Regierung hat übrigens bisher keinen einzigen derartigen Grenzverstoß durch deutsche Soldaten an der langen schwedisch-nordwestlichen Grenze festgestellt.
Nunmehr ist es eine bekannte Tatsache, daß schwedische Soldaten in Uniform wiederholt die Grenze nach Norwegen überschritten haben, ohne daß von der deutschen Presse eine einzige Zeile darüber geschrieben worden wäre. Diese Fälle wurden übrigens wie üblich von den lokalen militärischen Stellen zu beherrschender Zufriedenheit erledigt.
Widerstandslos sind es aber bekannte Tatsachen, daß in Schweden Tausende von flüchtigen Norwegern für den sogenannten Völkerrückzug aufbewahrt und unter Druck aller gültigen Reichsgesetze in den Konzentrationslagern für den Einzug in die besetzten Norwegen vorbereitet werden; daß anglo-amerikanische Bomber Schweden als Zielbestimmungsraum für ihre Terrorflüge gegen deutsche Städte benutzen und immer wieder planmäßig den schwedischen Luftraum nicht aus Versehen, sondern bewusst zur Abklärung ihrer Angriffsweg gegen

Deutschland verlegen; daß sowjetische Bomber aus Glogowitzer Wohnviertel geworfen haben, bolschewistische Agenten ihre Flugblätter gegen die Reichsregierung und gegen den deutschen Frontsoldaten in schwedischen Dendorten drucken, und auf Moskau Wege zum Flug bringen usw. Was hat die schwedische Presse darüber geschrieben? Für die Bombenangriffe sowjetischer Flugzeuge auf Stockholm hat sie nichtschuldigende Worte gefunden. Die planmäßige Verletzung der schwedischen Neutralität durch englisch-amerikanische Terrorflieger wird — wenn überhaupt — mit einem Maximum von formalen Protesten zur Kenntnis genommen. Die Einmischung in die norwegischen Verhältnisse wird als ein selbstverständliches Recht proklamiert. Der „verlechte“ schwedische Grenzposten aber und der von einem feindlichen „Überwachungs-Grenzposten“ werden als eine Gefährdung der schwedischen Souveränität und Integrität mit wütenden Ausfällen gegen das Reich angekauft.
Man kann sich deutscherseits nicht vorstellen, daß es sich um reine Entzweiung handelt. Was der Grund zu diesem Entzweiungsschritt ist, wissen wir nicht. In Stockholm diplomatischen Kreisen sollen darüber verschiedentlich Gerüchte in Umlauf sein. Es ist nicht meine Aufgabe, sich zu solchen Gerüchten hier zu äußern. Jedenfalls kann es nicht sein, daß die schwedische Presse wieder einmal, wie so häufig schon, ohne eine Klärung des Sachverhalts abzuwarten, sich alle Mühe gibt, eine Atmosphäre der Feindschaft zwischen dem deutschen und dem schwedischen Volk herbeizuführen.“

Mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet

Der Führer verlieh auf Vorschlag des Oberbefehlshabers der Luftwaffe, Reichsmarschall Göring, das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Oberleutnant i. W. Hauenkelner, Chef des Stabes eines Kampffliegerkorps; Major Hoffmann, Gruppenkommandeur in einem Kampffliegerkorps; Hauptmann Stendel, Stabskapitän in einem Kampffliegerkorps (aus Kotteln, bei Kämpfen); Feldwebel Bernitz, Flugzeugführer in einem Jagdfliegerkorps.

Die Wirkung der Amnestie des Duce

Bei den in den gebirgigen Gegenden Oberitaliens noch auftretenden irregulären Bobaglio-Truppen ist das Amnestiegesetz des Duce nicht ohne Wirkung geblieben. Wie verläutet, wird die Zahl der Aufständischen, die dem Amnestiegesetz folgten und sich freiwillig zum Militär- und Arbeitsdienst zurückgemeldet haben, bereits auf 12.000 geschätzt. Tausend treffen neue Verbände aus oberitalienischen Ortshöfen ein.

Der Kampf um den Volksstaat

Die nationalsozialistische Idee ist von Anfang der Bewegung an niemals nur ein Wunschtraum oder ein Versprechen gewesen, dessen Verwirklichung irgendwann in den Wolken geschrieben stand, sondern sie ist der Mittelpunkt eines durchaus realen Programms, das in ausdauerndem Kampf und in harter Arbeit seine Verwirklichung finden sollte. Hatte der Führer doch selbst einmal erklärt: „Berechtigt wird eine revolutionäre Umwälzung nur dann sein, wenn sie tatsächlich im Endresultat der besseren Selbsthaltung und Lebenshaltung eines Volkes dient. Das ist die einzige Rechtfertigung des Sozialismus.“

Ziel der nationalsozialistischen Revolution war damit von Anfang an die Errichtung eines sozialen Volksstaates, der jedem Volksgenossen den Platz innerhalb der Volksgemeinschaft zuweist, den er nach seinem Charakter und seiner Leistung zu beanspruchen hatte. „Unverträglich ist der Mensch“, so erklärte der Führer einmal, „daß alljährlich Hunderttausende vollständig talentvoller Menschen einer höheren Bildung unwürdig werden, während Hunderttausende von großer Begehung ohne jede höhere Ausbildung bleiben. Der Verlust, den die Nation dadurch erleidet, ist nicht abzuschätzen.“ Deshalb wurde auch im Parteiprogramm der Satz aufgeführt: „Wir fordern die Ausbildung geistig besonders veranlagter Kinder armer Eltern, ohne Rücksicht auf deren Stand oder Beruf, auf Staatskosten.“ Damit wurde der Aufstieg des einzelnen nicht mehr vom Besitz abhängig gemacht, sondern der Deutsche hat die Möglichkeit, aufzusteigen, weil von Jugend an eine länderlose Leistungsleiter steht, die allen Begabten den Weg bahnt und allein durch dieses Leistungsprinzip alle bisherigen Klassenbarrieren niederreißt. Das ist ein wahres sozialistisches Prinzip, das keine Ergänzung noch in der Forderung gefunden hat, daß jeder sich den Forderungen der Volksgemeinschaft zu unterwerfen hat, daß also der Geist der Volksgemeinschaft so zu verteilten ist, daß jeder mit seiner Arbeit zugleich auch der Gesamtheit des Volkes dient und nicht etwa nur einem einseitigen Wirtschaftsgewinn zuliebe, wie er sich in den frühen Klassenkämpfen auswirkte, wo Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht eine Arbeitsfront bildeten, sondern sich in zwei Lagern bekämpften und der Gemeinschaft den größten Schaden zufügten.

Neben diesen grundsätzlichen Erwägungen hat der Nationalsozialismus vor allen Dingen auch eine praktische Sozialpolitik verwirklicht, die in fortwährendem Maße die Arbeitsbedingungen, den Arbeitsschutz, die Sozialversicherung, die soziale Wohlfahrt, die Einrichtung des Arbeitsplatzes, die Arbeitslosenversicherung und kulturelle Betreuung der Arbeiter usw. verbessert. Die Absicht also, zum ersten Male in der deutschen Geschichte einen alle Deutschen umfassenden Volksstaat anzuknüpfen, wurde vom Nationalsozialismus mit größter Energie in die Tat umgesetzt und hat in den Jahren von 1933 bis 1939 Früchte gezeitigt, die alle bisherigen Veruche, die sozialen Fragen zu lösen, weit in den Schatten stellen.

In seiner Vorkriegszeit an das deutsche Volk hat der Führer die Festhaltung getroffen, die uns zugleich den tiefen Sinn unserer Kampfes aufzeigt, indem er erklärte: „Die Proklamation dieses jungen nationalsozialistischen und sozialistischen Volksstaates rief damit allerdings sofort den Haß aller inneren und äußeren Gegner hervor, die die Repräsentanten des früheren Systems der deutschen Zerstückelung und damit Ohnmacht waren. Die Parteien und Parteien, die Gruppen, Stände, Berufe, Organisationen, die Klassen und endlich die Konfessionen als hauptsächlichste Kuppelherren der inneren deutschen Zerstückelung und im Äußereren die uns feindlich gegenüberstehende demokratisch-marxistische Welt als Hauptinteressen der deutschen Ohnmacht.“

Gegen diese Kräfte richtet sich unser Kampf und hinter diesen und feindlichen Kräften steht das Judentum als universöblicher Feind mit einem Haß, der als einziges Ziel die Vernichtung des deutschen Volkes und damit eine endgültige Ausrottung betreibt. Dieser Haß des Weltjudentums ist vollkommen erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Schaffung sozialer Volksstaaten mit einem Schlag der wilden Geschäftemacherei und Ausbeutungsart in der Welt ein Ende bereiten würde. Das nationalsozialistische Deutschland, das die verderbliche Rolle des Judentums durchschaut hatte, das das Verbrennen auf sich geladen hatte, sozialistische Gedanken nicht nur zu propagieren, sondern auch zu vernichten, wurde vernichtet werden, ehe sein Beispiel Schule machen konnte.

Diesem tödlichen Haß des Weltjudentums legen wir allerdings den sanftesten Selbstbehauptungswillen des deutschen Volkes gegenüber, wie er sich in dem heutigen Aufbruch der germanischen Nation dokumentiert. Der Ausblick auf ein neues glückliches Zukunft läßt uns alle Opfer tragen, betonte doch der Führer mit Recht, daß man solche Opfer nur fordern kann, wenn man „vor seinem Gewissen den helligen Entschluß besitzt, am Ende dieses Kampfes den deutschen Volksstaat zu verhärtet und immer mehr auszubauen, so daß abschließend diese größte Epoche unseres Volkes auch zur Geburtsstunde eines endlich nicht nur alle Deutschen nach außen umfassenden, sondern auch nach innen beglückenden Reiches wird.“

Das deutsche Volk, das in der lautesten Persönlichkeit des Führers den Garant des künftigen deutschen Volksstaates erblickt, stellt sich in unerschütterlicher Treue und unerschütterlichem Glauben hinter seinen Führer, entschlossen allen Gefahren zu trotzen, die sich der Erreichung unseres Zieles entgegenstellen. Das Bewußtsein, daß wir um Leben und Freiheit ringen, daß wir in dem nationalsozialistischen Volksstaat eine Idee besitzen, für die es sich zu kämpfen lohnt, daß wir aber auch eine Aufgabe als Schutzwehr gegenüber der Bedrohung durch den Weltjudentum zu erfüllen haben, kann unsere Entschlossenheit nur noch stärken. Der Sieg aber wird uns gehören, wenn wir nur bereit sind, für unsere Zukunft auch die höchsten Opfer zu bringen!

Die Produktion von Flugzeugmotoren für die amerikanischen Gebomben wurde teilweise eingestellt, da 900 Arbeiter in Wright-Flugzeugfabriken in den USA starben. Von der Arbeitsbeschäftigung werden viele Arbeiter betroffen.

Das Blutbad von Engelen

Engländer schießen mit Artillerie auf holländische Zivilisten und Ordensschwestern

Von H.-Kriegsbericht Hans Peters.

Die Verbliebenen werden nicht alle. Zuerst waren sie — solange die deutschen Truppen das Land besetzt blieben — Atten-kliden wie ihre belgischen und französischen Nachbarn. Jetzt sind die Briten in Hertogenbosch eingerückt, und da entdedten sie mit einemmal ihr Herz für die Invasoren. Mit Kanonen, Mörsern, Maschinengewehren und überschüssigen Verbrüderungs-gegenständen jagen sie die, in denen sie etwas vorläufig die Sieger sehen. Zur gleichen Zeit erlautet sich folgendes:

Aus dem Orte Engelen, der Hertogenbosch nordwestlich vorgelagert ist, sind Zivilisten und die Nonnen des dortigen Klosters während der heißen Kämpfe um die Stadt nach dem weiter entfernten und ihnen sicherer erscheinenden Ort Eilmen gezogen. Jetzt wollen sie, nachdem Hertogenbosch in britischen Händen und die Kämpfe abgeebt sind, wieder nach Engelen zurück. Sie haben sich in zwei Gruppen geteilt.

Der Führer der ersten Gruppe ist der pensionierte Eisenbahner Frederik Klomp, der am 23. Dezember 1882 zu Roosendaal bei Groningen. Er führt etwa 30 bis 35 Zivilisten zurück. Es ist Freitag, der 27. Oktober 1944. Auf halber Strecke zwischen Eilmen und Engelen überfällt ihn Artilleriefeuer der Briten, die aus Hertogenbosch heraus schießen. Um ein Ungeheuer zu vermeiden, beschließt er, mit den Nonnen in einem Heuschäfer, einer Kiste von sechs bis sieben Metern Breite, Unterschlupf zu suchen, bis sich das Feuer gelegt hat, das die Umzuehung abtreibt. Der Tag verläuft, ohne daß dieses nachläßt. Man beschließt, zu übernachten. Es kommt der Sonnabend. Das Feuer hält weiter an. Abschließend läßt Klomp, um zu zeigen, daß es sich bei seiner Gruppe um harmlose Zivilisten handelt, die Kinder vor dem Heuschäfer spielen. Die Engländer schießen weiter. Es wird Sonntag. Wieder spielen die Kinder draußen. Da plötzlich liegt ein Einschlag nur noch etwa zwanzig Meter vom Schieber entfernt. Entsetzt vertritt sich alles im tiefen Schreck. Der nächste Einschlag der Engländer, die bei dem klaren Wetter und der geringen Entfernung genau sehen, auf wen sie schießen — es kann nicht der geringste Zweifel möglich sein — liegt nur noch etwa fünf Meter vom Heuschäfer entfernt, und dann folgt Einschlag auf Einschlag. Es ist 17 Uhr. Die Frauen und Kinder weinen und schreien und beten.

In wilder Flucht vor den britischen Sprenggranaten. Um 17.30 Uhr ruft ein Mädchen: „Es brennt!“ Alles fährt entsetzt hoch, aber man stellt fest, daß es sich um Nebelgranaten handelt, die ihren Rauch verbreiten, dann aber brennt es tatsächlich. Die Briten haben Brandgranaten in den Unterschlupf der Zivilisten geschossen. Alles rennt aus dem Schieber auf die Straße. Jetzt geht es um das Leben. Jetzt muß der Weg nach Engelen bewungen werden. Nach hundert Metern wieder flucht man sich alles an den Wegrand, denn feuert der Seite aus allen Richtungen Sprenggranaten in die Menge. Strohhaub zerissen bleiben zwei der Zivilisten tot liegen, mehrere sind schwer verwundet. Sie werden mitgeschleppt. Völlig erschöpft und verblüht erreichen die übrigen, denen der Schweiß der Todesangst noch auf den Gesichtern steht, den Ort Engelen, wo sie das schützende Kloster aufsuchen und die Verwundenen sogleich in die Obhut eines deutschen Arztes genommen werden.

Die zweite, größere Gruppe besteht aus etwa 80 bis 100 Zivilisten, davon 40 bis 50 Kindern und 54 Schwestern des Engeler Konventklosters, die sich der Führung der Schwester Bernadine, geboren am 18. März 1891 zu Noordwijk in der Provinz Zuid-Holland, anvertrauen. Am Sonntag, dem 29. Oktober, befinden sie sich ebenfalls auf dem Marsch zurück nach Engelen. Vorn gehen die Nonnen, da sie in ihrer auffälligen Tracht leichter noch als die übrigen Zivilisten zu erkennen sind. Boran schreitet ein Mann mit weißer Haube, die hochbepackten Wagen sind mit weißen Tüchern bedeckt. Es ist nicht einmal ein Glas bei dieser Entfernung notwendig, um zu erkennen, daß es sich um harmlose Zivilisten handelt. Es geht über weite Wiesen und freie Felder. Da schießen englische Granaten heran. Die Holländer glauben zunächst, daß es sich um verfehlte Granaten, die nicht gelten, handelt. Wohl suchen sie Bedenken, wie sie es von den deutschen Soldaten gesehen haben, aber gleich darauf marschieren sie aralos weiter.

Ein Chaos von schreienden, blutenden und sterbenden Menschen.

Sie sollen aber sich eines Besseren belehrt werden. Nach weiteren fünf Minuten — es ist 16.30 Uhr — legt die britische Artillerie ein tollwütiges Feuer auf den Treck. Etwa 80 Granaten detonieren zwischen und in der unmittelbaren Umgebung der Menge. Im Nu ist ein Chaos von schreienden, schreienden, blutenden, um sich schlagenden und sterbenden Menschen entstanden. In wilder Panik flüchten die Überlebenden

davon, um das Kloster, das noch ungefähr 100 Meter vor ihnen liegt, zu erreichen. Zwei Nonnen liegen zerstückt am Wege, eine stirbt auf dem Wege zum Kloster, drei weitere sterben unmittelbar darauf, zehn von ihnen sind schwer verwundet. Von den Zivilisten bleiben ein Mann und ein Kind tot liegen, 15 von ihnen sind schwer verwundet und werden geborgen. Aber auch von ihnen stirbt noch eine Reihe. In schwerer sind die Wunden, die die Granatblätter der Engländer geschlagen haben.

Das ist das Blutbad von Engelen. Im nahen Hertogenbosch aber feiern die Unbeschränkten die „Sieger“ weiter.

De Gaulle hilflos gegenüber dem Chaos

„Economist“: „Die Situation bis zum Verfall gespannt“

Die Pariser Bevölkerung wurde durch den Rundfunk vor Gerüchten gewarnt, wonach eine baldige Verbesserung der Lebensmittelsituation in Aussicht stehe. Solche Gerüchte seien nur geäußert, Enttäuschungen zu bereiten.

Die Unfähigkeit, der Dinge in Frankreich Herr zu werden, wird De Gaulle jetzt auch in einem Sonderartikel des „Economist“ bescheinigt. De Gaulle sei bisher nicht in der Lage gewesen, auch nur eines der Probleme zu lösen, die die Spannung in Frankreich ins Unentgeltliche steigerten. Technisch gelinge es der De-Gaulle-Regierung nicht, das Land von der Zentrale Paris aus zu regieren. Politisch habe sie sich noch immer nicht gegen die Autorität der sogenannten „Beziehungsaußenminister“ durchsetzen können. Das gelte vor allem für Südfrankreich. Aber auch im Norden bestünde eine Zweiteilung der Gewalt und man könne sogar sagen, daß sie in jeder Stadt vorhanden sei. Auf militärischem Gebiet sei ebenfalls noch keine Verständigung erzielt. Besser denn je sei man heute von einer Einigung mit den Widerstandsgruppen entfernt, die unter keinen Umständen von der Bühne abtreten wollten und alle Nachsichtsprüche unangenehm aufrechterhielten. Mittlerweile habe sich auch hier soviel Erschöpfung angehäuft, daß beide Seiten sich argwöhnisch beobachteten und die Situation bis zum Verfall gespannt sei.

Wehrgeist nach uralter Tradition

Standeschützenbataillone im Deutschen Volkssturm

In Tirol ruft sich gegenwärtig die männliche Bevölkerung nach uralter Tradition in Standeschützenbataillonen in den Deutschen Volkssturm ein.

Einem Ehrenplatz in der Geschichte der Tiroler Freiheitskriege nehmen jene tapferen Männer ein, die mit Dreschflegeln und Sense dem in ihr Land einbringenden Feind zu Leibe rückten, auf den Feldwänden über seinen Himmelsstrahlen riesige Siegelmarken anlegten und die Wildwässer gegen ihn entseelten. Oft handelte es sich dabei nur um halbwüchsige und Greise, die im „letzten Aufgebot“ vereint waren. Ihre ruhmvollen Taten wären unentbar gewesen ohne die uralte Wehrorganisation der Standeschützen, die noch auf ein Gesetz vom Jahre 1511, die sogenannte Land- bill, zurückgeht, das von Kaiser Maximilian, dem letzten Ritter, auf Wunsch der Tiroler ausdrücklich bestätigt wurde.

Es bestimmte, daß jeder Mann vom 16. bis zum 50. Lebensjahr in Zeiten der Gefahr dazu verpflichtet ist, die Waffen zu ergreifen und seine Heimat zu verteidigen. Mit diesem Gesetz gab es in Tirol schon eine allgemeine Wehrpflicht, als im übrigen Europa noch die Landbesitze und sonstigen Soldnerruppen das Feld beherrschten.

Der Name „Standeschütze“ kommt von dem uralten Schießstand, an dem sich die wehrfähigen Tiroler in Friedenszeiten jeden Sonntag im Waffenabdruck übten. Im Kriege versammelten sie sich aus ihren oft weitabgelegenen Dörfern im Hochgebirge im unabhängigen Gerichtsdistrikt und wurden dort in selbständigen Schützenabteilungen zusammengefaßt. Ihre Offiziere wählten die Standeschützen nach uraltem Brauch aus den eigenen Reihen, wobei nicht Ansehen, Bildung oder die Stellung im Zivilleben, sondern die Wehrfähigkeit ausschlaggebend war. Dabei wurden gewöhnlich jene Männer die im ganzen Bezirk als die besten Schützen bekannt und mit allen Eigenarten und Gefahren des Hochgebirges vertraut waren, zu Hauptleuten und deren Unterführern durch gemeinsamen Beschluß oder Jural bestimmt. Arbeiter, Bauern, Holzsucher, Geistliche und Studenten scharten sich um die Fahne mit dem roten Adler, die ihnen zu Kampf und Sieg holt voranwehte.

Auch im Ersten Weltkrieg war dies wieder der Fall. Während die Kaiserlichen Kaiserlichen und selbst der Land-

Briten überfliegen schwedisches Gebiet

Nach einer Verlautbarung des schwedischen Wehrmachtstabes hat eine große Zahl „unbekannter“ Flugzeuge am Morgen des 12. November große Teile des westlichen Norrland überflogen. Eines der Flugzeuge, eine britische viermotorige Maschine, notlandete in der Gegend von Övertorshärad.

Das Schicksal der Balkan-Staaten

In einem Vortragsartikel, der sich mit dem Schicksal der kleinen Staaten auf dem Balkan beschäftigt, schlägt das „Bernese Tagblatt“ einen recht pessimistischen Ton an. Es stehe fest, daß alle diese Kleinstaaten, wie auch ihre zukünftigen inneren Einrichtungen aussehen mögen, viel von ihrer Selbstständigkeit einbüßen werden. Die vielbesprochene Atlantik-Charta scheint auch hier verflucht zu sein. Die Notwendigkeit des Aufbaus von neuen politischen und wirtschaftlichen, von einer Großmacht gelenkten „Räumen“ trete immer mehr in den Vordergrund. Daß die kleinen Völker mit solchen Lösungen nicht zufrieden sein werden, hebe außer Zweifel, denn die kleinen Völker werden zu bloßen Objekten der Großmachtpolitik und deren Interessensphären. Ueber die Zukunft Rumäniens heißt es, das Rumänie werde sehr stark den Wünschen der Bolschewisten Rechnung tragen müssen, so daß es letzten Endes doch zur Einführung eines Sowjetregimes kommen werde. Bulgarien habe bereits ein dem sowjetischen Geschmack entsprechendes Regime angenommen und dürfe deshalb auch schon als ein fester Bestandteil des sowjetischen Interessengebietes in Südosteuropa betrachtet werden.

Neue Anfälle gegen die Londoner Exilregierung. Während die polnische Exilregierung in London noch immer über ihre Stellungnahme zu dem gemeinsamen Unterwerfungsdekret Stalins und Churchill's berät, verbreitet der Moskauer Nachrichtendienst neue heftige Anfälle gegen das Londoner Exilgabinett. Bei der Feier des polnischen Unabhängigkeitstages in Lublin, zu dem Stalin und die übrigen Sowjetgroßen besondere Glückwünsche überliefert hatten, erklärte der Vorsitzende des Lubliner Komitees, Berut, daß die Reaktionselliane in London sich noch immer ohne jegliche Berechtigung als polnische Regierung bezeichne. Einzig und allein die Sowjetunion werde über das Schicksal Polens entscheiden.

nurm in Jugoslawien und Serbien ungeheure Wastropier dramatis. erfüllten die Standeschützen in der Heimat ihre harte Pflicht. Im Mai 1915 erfolgte das „letzte Aufgebot“, das sie gegen Italien zu den Waffen rief. Nur mangelhaft ausgerüstet, oft nicht einmal durch Artillerie oder Maschinengewehre unterstützt, verteidigten die Standeschützen jeden Fußbreit Tirols bis zum letzten Atemzug. Wo sie nicht unmittelbar an der Front eingesetzt waren, leisteten sie als Bergführer, Patrouillengänger oder Rundschaffner den regulären Truppen hervorragende Dienste. Wenn todesmutigen Einsatz der an Zahl meist weit unterlegenen Standeschützen ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß dem Feind während des ganzen Ersten Weltkrieges der Einbruch nach Tirol nicht gelang.

Durch Gausleiter Höfer wurde schon vor einigen Jahren ein weitgehender Ausbau dieser berühmten Wehrorganisation angeordnet. Die Kreisleiter unternahmen zu diesem Zweck Verbefahrungen bis in die entlegensten Berggemeinden. Überall waren die Standeschützen in ihren alten, schönen Trachten mit den historisch denkwürdigen Fahnen, die schon in den Tiroler Freiheitskriegen von den Sturmkompanien Andreas Höfers mitgeführt wurden, und vollständigen Ausrüstungen angetreten. Alle Anrufe zum Wehrdienst fanden in der Bevölkerung begeisterten Widerhall. Wo durch Einberufungen Lücken in den örtlichen Standeschützenverbänden entstanden waren, wurden diese durch Halbwüchsige vom 13. Lebensjahr an und ältere Männer, die zum Teil noch im Ersten Weltkrieg gekämpft haben, aufgefüllt.

Dieser Geist der Wehrhaftigkeit, von dem das Land Jahrhunderte hindurch befeelt war, hat nunmehr in Tirol eine glanzvolle Wiederauferstehung gefunden. Die gesamte männliche Bevölkerung vom 16. bis zum 50. Lebensjahr ruft sich dort, soweit sie nicht schon unter den Waffen steht, nach uralter Tradition in Standeschützenbataillonen in den Deutschen Volkssturm ein. Was schon für die Älteren der wackeren Tiroler höchstes Gebot war, die Heimat in Notzeiten zu schützen und zu verteidigen, gilt auch für ihre Nachkommen. So jagen uns die Standeschützen, daß sie nicht etwa ein Kriegsveteran, sondern eine wirkliche Wehrorganisation sind, deren Mitglieder im Kampfeinsatz wohlvertraut und von Jugend an geübt sind.

Die Fahne leuchtet.

Zeitbild von Käthe Stopp.

Joachim Steve sitzt am Schreibtisch, als seine Frau hereintritt. Zum Arbeiten ist es nicht mehr hell genug. In den leeren Marmorwänden des griechischen Gottes dunkeln sanfte Schatten, und der flammende Herbstblumenstrauß im Leuchter leuchtet. „Aus!“ sagt Joachim. „Wo ist nun all die Rämpfe, die Nächte ohne Schlaf, die Visionen? Da lies!“ Maria tritt mit dem Brief ans Fenster und erkennt die Handschrift von Wolf Dachscha, dem Verleger und Freund. „... es ist, wie du selber weißt, das Beste bisher — aber es kann nicht mehr er- scheinen.“

„Oh!“ Maria sagt es ganz leise. Joachim blickt nicht auf. „Lieber“, sagt sie und tritt zu ihm. „Lieber — ich weiß, wie das ist. Ich sollte einmal öffentlich spielen, ich war noch ganz jung — da gab es einen Streik, und weil niemand gekommen wäre, wurde abgesagt. Nur diese Enttäuschung ist schuld daran, daß ich nicht in größerem Kreise aufträte. Ich hatte keinen Mut mehr. Aber du...“

„Was nützt mir der Mut? Sollten wir nicht gerade jetzt die Fahne der Schönheit und Würde hochhalten, daß auch die Rämpfenden und die Verzweiflenden sie sehen? Aber man ent- weicht sie uns...“

„Nein“, sagt Maria fest. „Das ist nicht so — aber ich habe sie nur zu kennen vor der gewaltigen Zeit. Und vielleicht leuchtet sie stärker, wenn sie eine Zeitlang im Dunkeln sein mußte.“

„Ja“, leuchtet Joachim, „du meinst es gut, und du glaubst auch, was du sagst. Aber — wo ist eigentlich noch arbeiten? Ich bin siebenundfünfzig Jahre alt.“

„Da ist noch ein Brief“, sagt Maria rasch, „warte, ich mache Licht.“ Dasselbe Licht fließt von der Decke, und die samt- braunen Vorhänge rutschen zusammen. Joachim liest. „Frene will mir die bittere Medizin verschreiben. Ihr Theater ist natür- lich auch geschlossen — und es ist traurig für sie und Wolf — ja, traurig ist es wohl.“

„Du hast nicht zu Ende gelesen“, sagt Maria. „Sie läßt uns ein, uns und die anderen, sie will selber aus deinem Buche lesen. Was liest du?“

„Was soll ich sagen? Nun ja, es ist hübsch von ihr. Sie wird in ihrem weichen Kleide unter den Kerzen sitzen und meine Worte sprechen. Ein paar Menschen werden ihr zuhören

und vielleicht den Boden entwirren und ins Janere gefangen — ein Duzend Menschen.“

„Ich freue mich darauf“, sagt Maria frisch. „Bedenke, daß du der erste Lebende bist, den die berühmte Frene Dachscha- Roth lesen wird!“

„Berühmt. Ja. Mit diesem Buche sollte auch ich es wer- den.“

Wolf Dachscha hat im grünen Zimmer alles vorbereitet. Maria Steve ist die erste. Sie will zuvor ein wenig spielen, obwohl sie den Flügel kennt — aber Johann Sebastian muß ihr erst erscheinen, ehe sie ihn vor den anderen beschwört. Drei Schillerinnen von Frene klüpfen in einer Ecke. Sie sind er- wenig besungen, weil ihrer nicht mehr sind. Auch für sie wird es das letzte Mal sein. Als alle versammelt sind, läßt Frene sagen, daß sie jochen gekommen sei und daß Maria beginnen möchte. Maria spielt Bach.

Währenddessen hört sie Frene eintreten. Nach dem letzten Klang wendet sie sich und sieht starr vor Staunen — ist das Frene? Bei den Kerzen steht sie, im dunkelblauen Overall, ihre Lippen liegen flach um das Gesicht, als hätte sie eben rasch das Kopftuch abgezogen. Sie schaut auf die Uhr, dann hebt sie die Hand, und es wird still.

„Meine Freunde — ihr müßt meinen Anzug entschuldigen. Ich bin jochen aus dem Dienst gekommen, und in einer Stunde muß ich wieder fort. Ich sehe, daß auch ihr von der Arbeit kommt, daß ihr müde seid und hier zusammenkommt wie an einem Brunnen, aus dem ihr im Vorübergehen schöpfen wollt. Es ist ein guter Trunk.“ Und dann beginnt sie: „Rot- Wehr, von Joachim Steve.“

Ab und zu hebt sie den Blick vom Manuskript, sieht diesen an oder jenen, Wolfs Augen sind ernst. Die jungen Mädchen sitzen vorgebeugt und gespannt. Kardus vergräbt die Schläfen in den langen weichen Chirurgenhänden. Die etwas puppen- hafte Joffi hat große Kinderaugen. Maria Steve sitzt nach ihrer Gewohnheit ganz hinten auf dem dreihäufigen Stuhl am Flügel und schaut auf Joachim. Auch Frene weiß, daß es vor allem auf Joachim ankommt. Er hat das geschrieben, was da vor ihr liegt; aber zu ihm spricht es nicht. Ist seine Qual so groß, daß kein eigenes Werk in dieser Stunde nicht mehr zu ihm spricht?

Frene schöpft aus dem Gedächtnis die große Szene, wie dem Soldaten Friedrich am ersten Urlaubabend die Frau im Keller verhaftet wird, wie er sie nicht retten kann, weil

nebenan Kinder unter Trümmern noch leben — wie er eines von ihnen zu sich nimmt und dann draußen im Bauernhaus seiner alten Mutter in die Arme legt, daß sie es hält und er- ziele — Frene spielt diese Szene, ihre Hände flattern und leiden, ihre Stimme bricht und weint und senkt. Aber als echte und ganz beherrschte Künstlerin erkennt sie blühend, daß auch Joachim nun wieder erfüllt ist von seinem Werk. Am Schluß steht sie wie eine Scherkin, und die letzten Worte, die in die Zukunft weisen, tönen männlich und voll Leidenschaft.

Nach langem gebanntem Schweigen geht Frene zu Joachim und gibt ihm die Hand. Alle geben ihm die Hand, und selbst die kleine Joffi schweigt. Als sie dann Frene umarmt, fließen ihre Tränen übers Gesicht, in dem nichts Puppenhaftes mehr ist. Maria spielt die Appassionata. Frene hört es nicht mehr, sie ist schon wieder fort. Auch die anderen gehen, Wolf bleibt mit Maria und Joachim allein. Er sagt: „Ich glaube, daß Dichterworte nie vergessen werden, so lange es Menschen gibt, und wenn auch kein Buch mehr aufgeschlagen würde. Auch du, Joachim, gehörst zu denen, die bleiben.“ Maria reicht ihm dankend die Hand.

„Bleibe!“ — sagt Joachim. „Es ist jetzt fast gleich- gültig. Wir verhalten nun unsere Fahne. Aber überall, wo Menschen wie wir zusammenkommen, wird ihr Klang sichtbar werden. Und eines Tages wird auch Frene wieder ihr weiches Kleid tragen — aber nie kann sie föhnsicher sein als heute. Wolf, ich arbeite weiter. Ich weiß jetzt auch, wie das nächste Buch heißen wird.“

„Ich glaube, ich weiß es auch“, sagt Maria. Und dann sprechen sie gemeinsam: „Die Fahne leuchtet.“

„Kaiserlich — die Frauen! Schopenhauer galt bekanntlich als Frauenhasser, obwohl er im Laufe seines Lebens in ver- schiedene Frauen verliebt war und einer von ihnen sogar bis zu seinem Tode Juncigung bewahrt hat. In einer Gesellschaft wurde ihm von den anwesenden Damen die Frage vorge- legt, wer geliebter sei, die Frauen oder die Männer. Seine ebenso geistige wie bittre Antwort lautete: „Kaiserlich die Frauen, denn diese betrauen die Männer, während die Män- ner immer Frauen betrauen.“

Nach theoretischen Berechnungen der Atmosphiker dür- fen wir erwarten, daß die Erdtemperatur in 1 000 000 Jahren um ein Grad steigt, daß wir also nach einigen Jahremil- lionen wieder subtropisches Klima bekommen.



Erfüllung männlicher Sehnsucht

Truppführer R. wird Volksturmsobst

Der Truppführer R. gehört dem Jahrgang 1903 an. Ein Hüne von Gestalt und ein alter Haudegen der Kampftage unserer Bewegung. Oft genug hat er in Saalkämpfen mit seinen beiden Händen die Kameraden aus bedrängten Lagen herausgeholt und wurde selbst mehrfach verwundet. Er war immer da, wo es hart berging. Und man konnte sich auf ihn verlassen. Er war ein Nationalsozialist von echtem Schwert und Korn. Ohne Fehle und Zweifel. Eine wahre Kampferatur.

Und doch war sein Leben eigentlich ohne Erfüllung geblieben. So empfand er es jedenfalls. Denn immer, wenn es wirklich einmal galt, seinen Mann in letzter Konsequenz zu zeigen, mit der Waffe gegen den Feind anzutreten, immer dann versagte sich ihm das Schwert.

Das war 1918 so, als er sich - 15jährig - erfolglos zu den Waffen meldete; das war in den Tagen der Freikorpskämpfe nicht anders, als man ihn abwehrte, weil er keine Fronterfahrung hatte, und das blieb aus anderen Gründen auch so im Ruhrkampf.

Dann begann die nationalsozialistische Kampftage für ihn. Selbstverständlich, daß er dabei war. Auf Marschen, auf Großversammlungen und auf kleinen Versammlungen, die es "in sich" hatten. Er schlug sich herum, lächelte den Stummhüpfel, lag im Gefängnis, kam frei und stand beim nächsten Aufmarsch wieder im ersten Glied. So marschierte und kämpfte er aufrecht und frei, bis der Führer die Nacht erlangt hatte.

Kampftätigkeit!

Der Kampf, das Ringen schienen vorüber. Er stand hinter seiner Drehtafel, arbeitete wie nur einer und wurde Meister. Als die Wehrmacht des Reiches vom Führer wiederhergestellt wurde, kam er wieder nicht zur Waffe. Er blieb in seinem Werk, in dem jetzt neue Maschinen standen, die Flugzeugteile herstellten, arbeitete vom Morgen bis zum Abend. Unermüdet. An manchen Tagen aber marschierte er wieder wie einst in der SA. Nicht zum Kampf, das war längst vorbei, jetzt ging es zur vorläufigen Erleichterung. Einmal Tages würden die Feinde dem Nationalsozialismus offen den Krieg erklären, und dann wollte er dabei sein können!

Er war nicht dabei, als am 1. September 1939 die deutschen Armeen in Polen einrückten. Er war als Mann mit hervorragendem Spezialwissen und abkömmlich in seinem Werk geworden. Da stand nun dieser Hüne mit den Wärensäulen und dem immer noch jugendlichen Willen zum männlichen Kampf und mußte zusehen, wie seine glücklicheren Kameraden die einmündigen Angereiften zusammenschlugen.

Am zweiten Tage des Ostfeldzuges fiel sein Bruder, Truppführer R. ging zu seinem Vertriebsführer und bat, freigestellt zu werden. Es wurde abgelehnt. Man konnte hier nicht auf seine Arbeit verzichten. Und so schaffte er weiter, pflichterfüllt, aber innerlich verblüht mit dem Schwert. Er war noch schließlich der alte Nazi von damals, der Abbaus, der dreinschlagen mußte, wo man dem Volke oder seinen Kameraden ans Leder wollte - und durfte doch nur auf der Stelle treten. Verdammt noch mal!

Endlich kam seine Stunde

Der Bombenterror begann. Zweimal im Laufe der Jahre stand er vor dem Richter. Er hatte jedesmal seiner Frau wieder ein Heim auf. Er hoffte, wo er konnte, und arbeitete - und gab die Hoffnung nicht auf, daß man auch ihn eines Tages zum Waffeneinsatz brauchen würde. Und diese Stunde kam. Der Volksturm wurde vom Führer aufgerufen. Unter den ersten Männern, die auf der Wehrstelle erschienen, war Truppführer R. Wie ein Zwanzigjähriger stand er vor dem Tisch und machte seine Angaben.

„Gesund?“ fragte der Arzt.

„Ja, wohl!“

Dann ging er in den herbstlichen Ton hinaus und spürte, wie es ihm heiß wurde. Er schaute ob dieser Genialisität vor sich hin und legte einen Schritt zu. Als er vor seiner Frau stand, sagte er nur ein Wort: „Endlich!“

Das ist das Leben des Truppführers R. Ein Kampferleben, das nun seine ganze Erfüllung finden soll. Eigentlich ist nichts Besonderes daran, aber es ist doch wert, daß man es aufschreibt. Weil es für viele spricht, die heute als Volksturmsoldaten marschieren. Und für die Entscheidungselben und Kampftätigkeit des ganzen Volksturms.

Wie alt ist die Kriegsphotographie?

„Bildberichter“ auf den Düppeler Schanzen

Wenn wir im Kino in der Wochenchau oder in Zeitungen und Zeitschriften die packendsten Bilder vom neuesten Kampfgeschehen bewundern können, denkt wohl kaum jemand daran, daß auch die Kriegsphotographie ihre Geschichte hat. Ihre Vorkämpfer waren die Kisten, die mit Plafond und Patente hinaus auf die Schlachtfelder zogen. Unter ihnen hat sich der gebürtige Schwabe Ludwig Braun, der in den Feldzügen von 1864, 1866

Der großen Sache würdig

Worte Friedrich Schlegelmachers über den Helden Tod

„Manches teure Blut wird fließen, manches geliebte Haupt wird fallen: Laßt uns nicht durch zögernde Trauer, durch weichen Schmerz das ruhmvolle Los verkümmern, sondern dahin sehen, daß wir, der großen Sache würdig, grün und frisch bleiben. Laßt uns bedenken, wieviel glücklicher es ist, das Leben zum Opfer darzubringen und dem edlen Kampf ärztlicher Kunst gegen die unerkannte Gewalt der Natur. Vor allem aber laßt uns sorgen, daß die wohlverdiente Ehre derer nicht untergehe, die sich diesem heiligen Kampfe weihen. Die Not und Entwürdigung der vergangenen Jahre und das herrliche geistige Erstehen des Vaterlandes in diesen Tagen laßt uns, wie wir selber davon ergriffen sind, auch den Gemütern des unter uns aufwachsenden Geschlechtes auf das tiefste einprägen, daß dieser ewig denkwürdigen Zeit auch wirklich gedacht werde, wie sie es verdient, und jeder Nachkomme, den es trifft, mit würdigem Stolz sagen möge, da kämpfte oder da fiel auch einer von den Meinigen...“

und 1870/71 oft in den vordersten Linien mit Todesverachtung wirkte, große geschichtliche wie künstlerische Verdienste erworben. Noch etwas weiter zurück geht die Kriegsphotographie in ihren Ursprüngen. Die ersten Lichtbilder dieser Art entstanden 1849 während von Aufständen unterdrückter Eingeborener in Indien gegen die britische Gewalt Herrschaft im Krimkrieg von 1853 bis 1856 und im nordamerikanischen Sezessionskrieg von 1863 bis 1865. Deutschland wurde das erste Photo, das unmittelbar nach einer Kampfhandlung aufgenommen wurde, wohl 1864 auf den Düppeler Schanzen zu Lande gebracht. Es zeigt im Vordergrund eine Anzahl umgeworfener und zertrümmerter Bagagen und im Hintergrund auf den Wällen die feindlichen Brechen.

Der Grenadier dankt dem Bauer

Bewährung und Reife - Kampf und Ernte

Von Leutnant Hanns Maria Braun

Ein weiteres Jahr der Reife hat sich erfüllt. Die Ernte ist in den Scheunen gelagert. Heißer Arbeit sind ihren verdienstlichen Lohn. Die Hand des Bauern, der in Friedenszeiten noch hartem Jopaden um die Jahreszeit verholten den Schweiß von der Stirn streichen konnte und sich zum Dank überglücklich in die stillen Dingen des Winters überging, rührt sich in diesen Stunden höchster Bewährung des gesamten Volkes im entscheidenden Krieg genau so regt wie zu Beginn des Jahres bei der Saat.

Das ganze deutsche Volk, Bauer und Grenadier, kämpfende Heimat und kämpfende Front: Seit diesem Jahre dieses Krieges, den ein unabänderliches Geschick in Europa sät, noch wie vor in der Phase des Keilens. Und da gibt es kein Ausruhen und kein Ueberlegen, wann der Kampf für unseren Sieg reif wird. Da gibt es nur unermüdeten Fleiß, immer wieder Fleiß, gepaart mit dem Kampf um ein Neuliches, das durch Opfer allein zum guten Ende führen kann, zu einem Ende, das die Weltmacht des Erfolges in ihrer Zeit bestimmt.

Diese Reife - und mag sie auch durch den Willen eines Höheren länger dauern und länger verlaufen als erwartet - begleitet von jeder im deutschen Volke der Glaube an eine baldige und ertragreiche Ernte, auch wenn Wetter und Hagel einen Teil der besten Früchte vernichten. An diesem Glauben hat sich nichts geändert. Und er muß heute um so stärker sein, als uns Beispiele aus der Geschichte beweisen, daß das Ausbarren und das Zusammenrücken aller verfügbaren Kräfte noch immer zur Ernte, die härteste Bewährung im langen Kampf noch fern vom Siege geführt hat.

Und der Sinn dieses Kampfes ist allein der Sieg. Er war es zu Beginn des Krieges, als unsere Heere in einmaligen Vorkämpfen dieses Ziel in die eburnen Blätter unserer Geschichte schrieben. Und er ist es geblieben, als unsere Armeen zum Sieden kamen und zuerst im Gegenstoß der Materie den gewonnenen Boden zurückgeben mußten. Der Siegeswille, der in den ewig jungen Herzen unserer Grenadiere, in dem Bewußtsein aller kämpfenden Bräuen und dabei im Lebensakt schlägt, wird sich jetzt in den Vorfeldern der Heimat im Osten und Westen zu neuen Taten zusammenballen. Er wird durch die Erkenntnis verhärtet und erhärtet, die da besagt: Nun es ist reif!

Als unsere Luftwaffe ihre vernichtenden Lasten auf die Insel schmeißte, als die Verbündeten, einer nach dem anderen besieg, von England abziehen und im Osten die Hauptstadt des

Der erste eigentliche „Bildberichter“ im heutigen Sinne war der Berufsphotograph August Kampf aus Nachen. Mit einem gewaltigen Stativ, einer riesigen „Camera obscura“ und dem dazugehörigen Verbundungsgeräth bewaffnet, zog er in den Feldzügen von 1870/71. Der gute Mann mag mit seinem „Anspruch“ oft genug die Fleischscheibe gemühten Spottes waderer Landler getroffen sein. Trotzdem hat er in Frankreich eine ganze Anzahl brauchbarer Bilder zustande gebracht, die heute noch von hohem dokumentarischem Wert sind. Momentphotographien gab es damals allerdings noch keine. Kampf mußte erst wieder „Mitte, recht freundlich!“ und „Einige Minuten Ruhe, meine Herren!“ sagen, wenn er eine Aufnahme machen wollte. Doch konnte man 1870/71 schon eine Mikrophotographie. Die Franzosen vertriehen damals aus dem belagerten Paris Briefkästen zu entenden die zwischen ihren Schwanzfedern mikrophotographisch verkleinerte Nachrichten trugen.

Trotzdem haben noch im Ersten Weltkrieg Plafond und Patente in der Berichterstattung eine große Rolle gespielt. Obwohl damals viele Photogrammen an der Front standen, bekam doch der bekannte Kunstmaler Professor Ernst Westphal vom Großen Generalstab die Erlaubnis, sich in den vordersten Schützengräben im Westen künstlerisch zu betätigen. Daneben war damals schon als „schießende Kamera“ der Reibenbildner des großen deutschen Kämpfers Oskar Rejter eingesetzt. Heute sind die Aufgabengebiete von Kriegsmaler und -photographie gegenseitig deutlicher abgegrenzt. Erstere hat die rein künstlerischen Eindrücke vom Kampfgeschehen wiederzugeben, die allerdings meist zugleich von historischem Wert sind während bei letzterer Aktualität und Bewegung im Vordergrund der Motivwahl stehen. Das einst durch Schnellläufer reisende Boten und Briefkästen versucht wurde: der Heimat ein wirklichkeitsgetreues Bild des Fronterlebnisses zu vermitteln, das wird heute in viel stärkerem Maße durch moderne Journalisten, Photographen, Rundfunksprecher und die Kameramänner der Wehrschau erreicht. In der jetzigen deutschen Wehrmacht sind diese „Kriegsberichter“, wie ihre offizielle Bezeichnung lautet, bekanntlich in den sogenannten Propagandakompanien unter militärischer Führung zusammengefaßt.

wandes von unseren Jüngern jah umtreiben war, da erweisen die Segner die gleiche Situation, in der wir uns zu einem Teil jetzt befinden. Nehmen auch wir diese Aufgabe hin und lassen wir uns unterzogen auf die Wendung, die sich nur denen offenbart, die sich niemals selbst aufgeben. Kleinmütige mögen immer daran denken! Wir haben bisher nur geliebt, und wir wir haben infolge dessen nur das auf, was wir uns eroberten. Jetzt gilt der Kampf den Grenzen unseres Reiches. Und dieser Kampf wird in dem Augenblick zum Siege - wie stets die Ernte aus der Reife kommt - wenn wir das einmalige Beispiel unserer Einigkeit, den Weg der letzten Ausbreitung im Nationalsozialismus sehen und in Auswirkung der langjährigen Bewährung die Frucht all dieses Ringens legen: Aushalten und glauben!

In dieser Gemeinsamkeit des Ausbarrens und des stärksten Glaubens an das positive Ende, in der Mobilisierung des Willens, liegt jetzt unsere Stärke, der sich bald neue Kräfte und neue Waffen zugesellen. Vergessen wir das nie! Vergessen wir auch nie, daß durch all die Jahre des Krieges blutiger Arbeit am Ende eines jeden Sommers keine Früchte in den Scheuern häufen konnte.

Daß noch niemand in unserem Vaterland Hunger zu leiden braucht, ist keine Selbstverständlichkeit, sondern ein Teil unserer Reife, auf den wir mit Recht stolz sein können und der uns nicht zuletzt dazu berechtigt, an uns zu glauben. Vor allem an den zu glauben, der uns diese Nahrung schenkt. Jeder weiß das dem Bauer zu danken. Am meisten aber wohl der Soldat im Graben. Er, der im Kampf dem Gegner jedes Stückchen Land abringen muß, der um jeden Meter Boden und damit um den Erhalt seiner Heimat erde sein Leben in die Schanze wirft, weiß am ehesten zu würdigen, was es heißt, kämpfend die Früchte zu bergen. Und wenn gerade in dieser Phase der gegenwärtigen Bewährung der Grenadier seine Hand in die des Bauern schlägt, dann bedeutet dieses Zeichen des Dankes gleichzeitig ein Versprechen, das das gesamte Volk mit dem Willen erhärtet, weiterzukämpfen und durchzuhalten, ein Versprechen, das besagt: Wir teilen im Kampf durch Bewährung, und durch uns reist der Kampf zum Siege! Deutscher Bauer, glaube daran. - So mag der Grenadier sagen, und der Bauer kann antworten: Unter Boden ist der Leib des Vaterlandes, unsere Arbeit wird ihn befruchten, und der Ertrag wird euch erhalten und stark machen für den Kampf und für den Sieg, der eurem Opfer folgen muß!

AS LEBEN geht weiter Ein Roman aus dem 30-jährigen Krieg

Wüsten Kriegsvoll lagerte dort, das sah in den Häusern noch nicht genügend Quartier geschaffen hatte oder dem die schmalen Kammern der umfledeten Häuser zu eng dünkten, da sie Jahr auf Jahr nichts anderes sahen als die Weite des Raumes. Ein hell prasselndes Feuer loberte gegen den brandigroten Frühlingssimmel. Ein heulendes ausdauerndes Rerl mit wehendem dunklen Haar drehte ein paar Hüner am Spieß. Ein anderer lag, breitbeinig daneben, drückte ein Liebchen im Arm, dem man es ansah, daß diese Umarmung ihm den Tod bringen würde. Nicht weit davon warf sich ein Weib auf die Knie, weil man ihm die Kinder abgenommen hatte und ihnen nun aus Aukt am Grauen schauerlichen Traut wänden die Lippen zwang. Ungerührt von diesem Austritt würfellen daneben ein paar junge Burschen mit langfallendem hellen Haar um den gleichen Kelch aus St. Agidien, die ihre Tore weit geöffnet hatte, nicht um die Gläubigen in ihre Arme zu nehmen, sondern um den Schändern den Weg zu bereiten. Denn keines der heiligen und ehrwürdigen Geräte war auf seinem Platz geblieben. Solche Schätze gab es nur noch wenige Städte des heiligen Römischen Reiches. Deutscher Nation nach diesen Kriegsjahren der. Man mußte die Stunden nutzen, sich stilllich am Gegebenen tun. Matthas Vorreiter preßte die Lippen aufeinander. Man hätte dies Grauen verhindern können. Man hätte jetzt nicht die Ohren voll zu haben brauchen vom Geschrei der aus ihren Häusern Getriebenen, dem Wimmern geschändeter Mädchen, dem Klagen ehrwürdiger Greise, die ihr männliches junges Volk zu den fremden Soldaten überlassen sahen, weil es sich dort dem Schein nach besser und leichter lebte als unter der Just der Stadt. Die Stadt wurde zuhause gemacht auf jede nur denkbare Weise. Wenn nicht ein Wan-

der geschah, blieb von ihr nicht mehr übrig als sei sie vom Feind gestürzt und bezwungen worden. „Es ist eure Sache und eure Verantwortung!“ Der Mann wandte sich vom Fenster jetzt schart gegen den Bürgermeister. „Ihr spekuliert mit dem Glauben und rechnet nicht mit der Wirklichkeit. Die Kriegsfurie ist keine Spelation, sie ist harte Tatsächlichkeit. Hier die Stadt weiß auch ich jetzt keinen Rat mehr.“ „Ihr seid nicht gefragt, Keiner hat Euch um einen Rat.“ Jakob Brandt setzte sich in seinem gläubigen Fanatismus hinweg über die Schreie, die seit der vergangenen Nacht geöhren waren. Er wollte nicht wahrhaben, daß er dem Elend die Tore geöffnet hatte, woran seiner dort drüben ihm nun die Schuld zumah. Wie konnte man es ablegen, daß die Qual dieses Krieges aus dem erbitterten Ringen der reinen Lehre des Evangeliums mit den Wächtern Roms war? Der Glaube, allein der Glaube gab den Ausschlag. Es war Nebenache, wer ihn verlor, der Schwede, der Franzose oder der Deutsche. Jakob Brandts Augen leuchteten noch fanatischer in dem blassen Gesicht. „Und was ist jetzt zu tun?“ Eine Stimme am unteren Tischende wagte das anzusprechen, was alle anging und doch wie etwas drohend Persönliches zwischen den beiden Männern der Stadt stand. „Wir werden uns im kleinsten Kreis auseinandersetzen.“ Jakob Brandts Hand umfaßte mit einer ungenauen Bewegung die ihm zunächst Sitzenden. Er vergaß daß er dabei auch den ersten Ratscherrn Vorreiter bezeichnete und daß der Kampf innerhalb des Rates weitergehen würde. Der Nebenraum des großen Sitzungssaales war düster, sagte sich zu der dunklen Tracht der Männer, über die plötzlich brennend der Widerschein der gegenüberliegenden Kirche fiel. „Ja, St. Agidien brannte! Von ihrem Turm sprühten prasselnd ein paar Feuergerben herunter. Der Brand war angelegt worden, als es unten in der Sakristei wie auch auf dem Altar nichts mehr zu erbeuten gab. Den ehrwürdigen lapieren Pfarrer hatte man gelnebelt, als er sich zur Wehr setzte. Derbe Stiefel traten ihn in die Keppia. Dort machte er bei Reichen selbst zur Reiche werden. Blutrot fiel die brennende Saal des Turmes von St. Agidien auf den Markt, verdrängte die

Landesknechte, die sich dort auf allerlei grausame Art unterhielten. Die angrenzenden Häuser des Marktes und das hieratredige Dach des kleinen Brunnenhauses wurden von den Flammen ergriffen. Jakob Brandt fand in der Erregung, die alle bemächtigte, nicht die Ruhe mehr zu klarer Bestimmung. Seine Wucht erforderte es jetzt, draußen zu sein, Möglichkeit und Weg zum Wachen des schnell um sich greifenden Brandes zu geben. Das geheime Schriftstück mit den ausgelegten und mehr bewilligten Kontributionen wie mit der Angabe aller Borräte und geheimen Verstecke der Stadt blieb unbeachtet auf dem Tisch liegen. Und da auch der Stadtschreiber Ambrosius mit in den Taumel des Entleerens hineingerissen wurde, wurde das Schriftstück vernichtet. Schon knarzten die Treppen zum Rathaus hinauf, schon schrien Stimmen des Grauens und der Verzweiflung: „Sanft Agidien brennt! Die Riedere Straße, das neue Vorwerk brennt!“ Ohne Zurückhaltung ward die niedrige schwere Türe in das geheime Kabinett des Rathauses aufgerissen. Verwundlung und Angst überfüllten die Schwelle, die sonst einzig der Schritt ausgesuchter Ratscherrn überschreiten durfte. „Bürgermeister Brandt, die Stadt steht in Flammen! In allen Ecken und Enden legen die Schwedischen Feuer an, die Schwedischen, ja, die Schwedischen!“ Es gellte Jakob Brandt in die Ohren wie die Posaunen des Jüngsten Gerichtes. „Ja, die Schweden!“ Er schrie es den ihm scheinbar Angreifenden entgegen. „Ihr weidet sie herausgefordert haben, die Schwedischen, die Glaubensbrüder!“ Seine Hand legte über das zuletzt gegebene Wort dieser Ratsitzung, behauptete hart seinen Glauben. Die Verweissung und Jurast aber rissen taub zurück in die Wirklichkeit. Minuten später war das Kabinett des Rathauses leer, und die verantwortlichen Männer der Stadt fanden unten auf dem Marktplatz. „Lischen!“ Jakob Brandt leuchte. Und denen, die ihn die Treppe hinabgezerrt hatten, schien es plötzlich, als sei es Verleumdung, daß man den Bürgermeister des Einvernehmens mit den Schweden verdächtigte. Die aufstrebende Zeit für-

derte allerlei verüchte. Man durfte nicht die Hälfte davon glauben. Man hat ihm ab, als man ihn mit jupaden sah. Lange Ketten bildeten sich. Die Wächter stiegen von Hand zu Hand. Man mußte den Stand auf seinen Herd beschränken. Sonst würde noch vor Abend die ganze Stadt zu Schutt und Asche werden. „Lischen!“ Draußen an den Borwetten aber läten die Schwedischen von neuem die Feuerkraft. Wild wogend schüttelten die Feuergerben ihre glühenden Körner in die Straßen, daß man allein schon an der Höhe zu ersticken vermehrte. Da begann die Ratlosigkeit sich durch die Gassen zu schleichen. Wie kam es, daß die Schweden in die Stadt einrückten konnten? Wie war es möglich gewesen, daß man ihnen freiwillig die Tore geöffnet hatte? Matthias Vorreiter war nicht der erste, der dies quälende und nutzlose Warum ansprach. Aber es war in die Stadt gebrungen, daß er sich damals gegen den regierenden Bürgermeisters Anordnung gewandt. Da begann man sich um ihn zu scharen, tatkräftige Burschen und wimmernde Mädchen, in der Kraft der Jahre lebende Männer und blühende junge Mütter. „Matthias Vorreiter, heißt uns! Ihr waret gegen diesen Plan, der uns den Glaubensbrüder auslieferet, die im Grund keinen Glauben mehr haben als den, zu erbeuten, zu schänden, zu fengen“ Es gellte Jakob Brandt in die Ohren wie die Posaunen des Jüngsten Gerichtes. „Ja, die Schweden!“ Er schrie es den ihm scheinbar Angreifenden entgegen. „Ihr weidet sie herausgefordert haben, die Schwedischen, die Glaubensbrüder!“ Seine Hand legte über das zuletzt gegebene Wort dieser Ratsitzung, behauptete hart seinen Glauben. Die Verweissung und Jurast aber rissen taub zurück in die Wirklichkeit. Minuten später war das Kabinett des Rathauses leer, und die verantwortlichen Männer der Stadt fanden unten auf dem Marktplatz. „Lischen!“ Jakob Brandt leuchte. Und denen, die ihn die Treppe hinabgezerrt hatten, schien es plötzlich, als sei es Verleumdung, daß man den Bürgermeister des Einvernehmens mit den Schweden verdächtigte. Die aufstrebende Zeit für-

(Fortsetzung folgt.)

